

(Nachdruck verboten.)

2) Das Weibervorf.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

Ein lange nicht gekanntes Wohlgefühl durchriefe den Burschen — so küßt doch nur der Schatz in der Heimat! Sein Blut, durch das eilige Wandern und hastigen Trunk ohnehin erhitzt, schäumte über; nun war er es, der sie immer mehr hinein ins Dunkel drängte und gegen die Stallwand presste. Er erstickte sie fast.

„Lorenz,“ ächzte sie endlich, „laß!“ Ein schmerzlich zitternder Seufzer folgte.

„Bäbb,“ flüsterte er zärtlich, „mei Mädchen! Erweil sein ech widder hei, erweil wolle mer ons verlostieren. Dat gitt en Pläsier! Komm!“ — er zog sie losend dem Ausgang des Wädhens zu — „komm ehs zom Krummscheidt, ech traktieren dech!“

„Jao, jao,“ — sie schmiegte sich fester an ihn und drängte ihn doch immer wieder tiefer hinein ins Dunkel.

„Nä, nä,“ flüsterte sie dann hastig und verlegen, „ech kann net ehnder met Dir giesen, ech moß Dir erscht ebbes saon.“

„Wat dann? Waorom kannte net met mehr giesn?“ Er hielt sie von sich ab, etwas erstaunt; nun fiel ihm auch sein Verdruß von vorn ein. „Waorom haste mech e su lang lauern laossen, dau satramentsch Dingen? Wollste mech for en Raor halen? Erweil es et schuns e su spät, ech han Honger on Dorcht!“ Von einem plötzlichen Aerger erfasst, rüttelte er sie: „Haste geschlaof?“

„Nä, nä,“ sie drängte sich wieder ganz dicht an ihn — „ech wollten dech nor vorercht ebbes saon. „Saog“ — wie von einer dringenden Notwendigkeit getrieben, faßte sie seine Hand — „wannch wolle mir onsen Hiltig (Hochzeit) haalen?“

„Waorom?“ fragte er verwundert und beunruhigt zugleich. Und dann nach einer Pause des Bedenkens:

„Zu Christdag; wat fraogste? Wann ech Vormann gann!“

„Nä, ehnder,“ sagte sie rasch und küßte ihn heftig: „E su bal als nielich (möglich)! Ech moß der ebbes saon“ — jetzt flüsterte sie, aber ihr Flüstern war eindringlich, jedes Wort hob sich deutlich heraus — „ech sein im sechsten Monat!“

„Kreizdonnerparaplui!“ Er entfuhr ihm so wider Willen — das kam zu plötzlich! Er stieß sie zurück und erhob die Hand wie zum Schlag. „Maach! — Gott verzeih mer de Sünd — dau Ongläcksmeusch!“

Sie fing an zu weinen.

Stumm stand er neben ihr und schob den Hut von einem Ohr auf das andere.

Auf der Straße war der Lärm verstummt, auch die Gelle war weg, die Thüren hatten sich hinter den Glücklichen geschlossen. Kein Mensch mehr draußen, die meisten saßen im Wirtshaus. Jetzt könnte da der Jubel, bis in den dunklen Winkel hinter der Regentonne verirrte sich das Gläserklingen und Lachen.

Die Sterne waren aufgezogen, immer mehr entfalteten sie ihren Glanz. Nachttau fiel, man hörte ihn in den Heden tropfen, dazwischen klang leises Schluchzen. In dem verschleierte, bleichen und doch durchdringenden Licht, das vom Himmel niederzitterte, sah Lorenz zum erstenmal deutlich die entstellte Gestalt seines Mädchens.

Mit einem „Dummertiel“ fuhr er zurück, aber gleich darauf streichelte er die Weinende. „Kreisch net, Bäbbchen“, sagte er gutmütig. „Kreisch net e su, domm Dingen! Wat passiert es, es passiert, duh kann niemand neist dran ännern. Sonndag es Peter on Paul, dan erschten Kirmsdag, onsen gaastlichen Hägr verlänn ons, ein for allemaot; hän es su ebbes gewehnt, annere han aach schuns Malor gehatt. Mir maachen strafs Hochzeit on dann“ — er kratzte sich hinterm Ohr — „jao, dann es dan Urlauw zo End. Mir Bochumer han zehn Dag, den amern von Dortmund on Steele han aach net länger. Newer uf dan Romang mösse mir redur komm. Kreisch net, Bäbb!“ Er schlang den Arm um ihre Hüfte; langsam wandelten sie den Hedenang weiter.

Rechts Garten, links Garten; Obstbäume hängen ihre

Zweige über dichte Weißdorn- und Wildrosenhecken, zuweilen wechseln sie ab mit morschen Bretterzäunen, die sich schief neigen und ihren mobernden Holzgeruch (mit dem süßlichen Duft der Gemüse) mischen.

Wie zwei Schatten schleichen die zwei Liebenden unterm Blätterdach dahin, von weißlichem Dunst in einer Wolke umschwebt. In dem nahen Wiesengrund erheben die Frösche ein leidenschaftliches Liebestonzert — jetzt verstummen die auch — nichts regt sich, nichts lebt scheinbar rundum, und doch ist ein stummberebtes Jorden in der Frühfommernacht, eine warme treibende Sehnsucht.

Stärker und stärker fällt der Tau, silbrig glänzt er auf den Gräsern und auf den gefentkten Scheiteln. Wie ein feuchtes Tuch legt es sich um die heißen Gesichter, um die heißen Glieder; schauernd schmiegen sich beide Gestalten fest aneinander. Sie stehen still und küssen sich, im schmachtenden Sternlicht scheinbar in Eins verschmolzen.

II.

Die Männer von Eifelschmitt hatten nie viel Zeit; rasch wurde geliebt, rasch wurde gefreit. Zweimal im Jahr — im Winter zu Weihnachten, im Sommer zu Peter und Paul — kamen sie heim ins enge Salmthal. Sie konnten da nicht ihren Lebensunterhalt verdienen; der Erwerb ist knapp in der Eifel, farg hängen die Keadereken an den Bergen, lang sind die Winter, kurz die Sommer.

Jrgend ein Agent hatte irgend einen Eifelschmittler hinauszugelockt — man weiß nicht recht, wer der erste war — er kam zu Besuch heim, Geld in der Tasche; da zogen die anderen hinter ihm drein wie die Schafe hinterm Leitthammel. Vater, Sohn, Gatte, Bruder, alles wanderte aus in den siebziger Jahren nach Westfalen und tief ins Rheinland, wo auf der meilenweiten Ebene Fabrikstädte sich wie finstere Klumpen zusammenballen und mit ihrem nie stockenden schwarzen Atem aus Riesenschornsteinen den Himmel anfauchen. Die Luft ist dick vom Kohlenstaub, die reinen Wolken selbst sind angegraut; ewiger Rauch, Geprassel, Gerassel, Gekuch, Geächz, Gestampf, Säusen von Rädern, Schnauben von Maschinen, Pfeifen von Lokomobilen, Pusten und Stöhnen von Dampfsejeln. Kein Masten, kein Ruhen. Zur Nachtzeit bricht lodernde Glut aus Riesenbauten, an den Deseen stehen Männer, nackt bis zum Gürtel, heiß und beruht wie Teufel, die Höllefeuer schüren, Schweißtropfen rinnen, Funken sprühen.

Hier kann man die Eifelsöhne finden. Unglückt von Klammern, eingeeengt von Mauern, mögen sie wohl sehnsüchtig des Heimathimmels gedenken, der sich rein und kühl über den Eifelknippen wölbt; unter dem die wohnen, die ihnen das Leben gegeben haben; die auf sie warten, denen sie die Ehe versprochen oder die sie schon gefreit haben; wo die Kinder nach den Vätern verlangen. Aber der Eifeler ist zäh, der hält was ans.

Und dann die Heimkehr! Durchjubelte Tage, durchjubelte Nächte. —

Heute saßen sie alle bei einander im Wirtshaus. Der alte Krummscheidt mit seinem verrodneten Holzgesicht kommandierte hinterm Schänkisch, ein ganzes Regiment Frauen war zur Bedienung gedungen, mit lachenden Gesichtern, stink wie Biesel, ließen die Dirnen ab und zu. Bald wurde die von ihrem Schatz gerufen, bald jene; dann setzte sie sich für zwei Augenblicke neben ihn, wohl auch auf seinen Schoß, trank aus seinem Glas und ließ sich die glühenden Wangen streicheln.

Die schmalen Holzbänke längs der geschneerten Tische waren dicht besetzt. Mann reihete sich an Mann; Frauen waren wenige dazwischen, die kamen erst gegen Abend, wenn das Tanzen losging und die Musik, wenn das Vergnügen so groß wurde, daß der Boden dröhnte vom Stampfen der Füße, Bänke umpollerten, Gläser in Scherben klirrten.

Auf dem Platz vor der Kirche, um die paar Boden, brint Halsketten, Zingerringe, Rosenkränze, Lebtuchenherzen und Gerstenzuckerstangen feil geboten wurden, trieben sich Kinder herum, große Stücke Kirmsstuchen in den Händen, die mit Blaubeeremms beschmierten Mäuler begehrlieh gepißt. Es hockten auch ihrer welche auf der Kirchentreppe, bliesen in die neuen Trompeten oder zeigten einander die vom „Pappa“ mitgebrachte Puppe.

Noch war die Straße feiertäglich still; hinter den Heinen Fenstern putzten sich die Weiber, das vom vormittäglichen Kirchengang her übers Bett gespreizte Sonntagsgewand wurde einer eingehenden Musterung unterzogen. Wer noch ein besseres Kleid hatte, zog's heute nachmittag an; glücklich die, die was Neues anthun konnten, was der Mann oder der Schatz mitgebracht. Die Haare glänzten vom Strahlen mit Wasser und Fett, die Röcke rauschten, die Gesichter waren blank gerieben, die Ohren rot.

Die Sonne fiel schon schräg ins Thal und malte huschende, rasch verschwindende Goldkringel an die weißgetünchten Hauswände. Die sich bauschenden Röcke sorgsam gerasst, spazierten jetzt Mädchen am Wirtshaus vorbei, immer hin und her. Kinder halgten sich um den besten Platz vor den Fenstern, schleppten Steine herzu und Schemel, krochen hinauf und drückten die Nasen an den Scheiben platt.

Drinnen in der Scheukstube, die zugleich den Krankladen des Orts vorstellte, war die Luft dick, durchwürtzt vom Duft eines ganz infamen Knaster's. An den geschlossenen Fensterscheiben krochen summende Fliegen und drehten sich oben an der Decke in surrendem Spiel.

Man war noch ziemlich schweigsam, der erste Kirnstag verlief immer am wenigsten stürmisch. Doch jetzt lautes Hallo!

„Hä, Pittchen! Helao, Pittchen! Uf Dein Specielles, prost!“

Peter Miffert war eingetreten; das linke Bein etwas nachziehend, näherte er sich dem ersten Tisch. Nicht jeder reichete ihm die Hand; er schien das gar nicht zu bemerken, er hatte für alle das gleiche halb gutmütige, halb verschmitzte Lachen. Als sie zusammenrückten, ließ er sich auf dem schmalen Plätzchen am Ende der Bank nieder. Er sagte nicht: „Rödt noch ebbes“ — er sagte: „Met Berlöw“ und placierte seine Beine so bequem als möglich unter dem Tisch.

„No, Pittchen“, rief Niklas Denzborn, einer der Kellern, der oben an saß, „wat schaffste? Dau gisft jao fett wie en Hammel! Dat glauwen esch der, dau has jao aach en Lätwen wie onsen Härgott in Frankreich!“

„Spaor dei Ned“, schrie Thomas Laven, ein stämmiger Bursche mit einer Stupsnase, „dän kann dat Lätwen jao bal net nich mantendren (ertragen)! Kuttelhei dat Pittchen!“ Er brüllte, um sich in dem allgemeinen Gelächter verständlich zu machen, packte den neben ihm sitzenden Miffert beim Handgelenk, streifte den Kermel zurück und hielt gewaltsam den mageren Arm in die Höhe. „Kuttelhei, Hand on Knochen, te halw Bündche Flaajaj!“

Peter strebte sich frei zu machen, aber ohne Gewalt, ganz sanft; sein hübsches Gesicht lächelte noch immer. „Laos de Dommhaaten“, sagte er gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fabrikant.

Der letzte Tag des Jahres brach trübe und regnerisch an. Es war, als wollte der Himmel an diesem Tage über all' die unerfüllten Wünsche weinen, die das Jahr bei seinem Beginn von den Menschen empfangen hatte.

Unten auf der Gasse spielten Lärmend die Kinder. Zu raschem Trab kam eine Equipage die Straße entlang, plötzlich wurden die Pferde scharf: eine snallerbe war dicht vor ihnen explodiert; aber der geübte Kutscher beruhigte sie schnell und hieb dann kreuzweis mit der Peitsche unter die „Straßenkinder“, daß da und dort ein aufschrie und blaue Streifen zurückblieben.

Drinnen im Wagen saß der Großfabrikant, dessen riesige Maschinenfabrik dicht vor der Stadt lag. Er war in die Stadt gefahren, um Neujahrs Geschenke und Feuerwerksachen zu kaufen, mit denen er in der Silvesteracht um 12 Uhr seine schöne junge Cattin und seine Gäste überlassen wollte.

Bei dem erwarteten Aud, den der Wagen beim Zurückkehren der Pferde bekam, fuhr der Fabrikant entsetzt aus seinen Gedanken auf, richtete sich im Wagen auf und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie schnell zu, damit wir noch vor völliger Dunkelheit nach Hause kommen!“

Wald waren sie außerhalb der Stadt. Wald tauchten die großen Ehornsteine seiner Fabrik auf, aus denen noch dicker Rauch quoll.

Der Fabrikant wußte, daß die Arbeiter eine eilige Arbeit vorkommen. Die neue Maschine sollte heute fertig werden: da es aber Silvesterabend war, wollten die Leute eine Stunde früher aufhören.

Der Wagen rollte in einen Seitenvog hinein, der an der Fabrik vorbeiführte, einen Augenblick später fuhr der Fabrikant vor seiner eleganten Villa vor, die hinter der Fabrik lag. Ein Diener eilte hinaus und öffnete den Wagenschlag, auch seine Frau kam ihm im Restibule entgegen

„Na, Willhagen, bringst Du uns Ueberraschungen mit?“

„Vielleicht, mein Schatz!“ erwiderte er geheimnisvoll.

„Ach, Aterchen, verrat' mir's doch! Nicht wahr, Du willst Dein kleines Weibchen mit dem herrlichen Jodelpelz erfreuen, den ich mir so gewünscht habe — und den Du mir ja auch versprochen hast. Was macht Dir bei Deinem Einkommen ein Neujahrsgeßent von 5000 Mark für Dein Frauchen! Das verdienst Du ja in einem Monat!“

„Na, na, so leicht geht das nicht — aber laß Johann die Sachen aus dem Wagen heraufholen! Ein gutes Herz wird ja immer besiegt! Aber nun mußt Du mich für ein Weibchen entschuldigen. Ich habe noch etwas Geschäftliches zu erledigen, und unsere Gäste kommen bald!“

Er verließ seine Frau und begab sich langsamen Schrittes durch seinen Park zur Fabrik. Als er in das erste Hauptcomptoir hineinkam, saßen Buchhalter und Comptoiristen über ihre großen Bücher geneigt, eifrig beschäftigt, den Jahresabluß zu machen; es war bestimmt, daß niemand Feierabend machen dürfe, bevor nicht alles in Ordnung war. Das ganze Comptoirpersonal erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung. Er durchschritt aber den Raum, ohne den Gruß zu erwidern, und betrat sein Privatcomptoir. Hier zündete er sich eine seiner feinen Havannacigarren an, legte sich auf die Chaiselongue und versuchte, indem er mit dem Blei die blauen Naugringe verfolgte, selbst auszurechnen, wie groß wohl der Jahresgewinn sein könnte. Es verdros ihn sehr, daß im Anfang dieses Jahres der Lohn erheblich gestiegen war.

„Wenn ich einmal einen Hauptschlag versuchte“, murmelte er, „und den Arbeitern erklärte, daß ich, auf Grund der großen Vertriebsverlusten, der Materialpreiserhöhung und der wachsenden Konkurrenz mit ihren Schländerangeboten . . . hm . . . hm“, — er lächelte behaglich vor sich hin. Dann sprang er aus seiner gemächlichen Stellung auf, drückte auf einen elektrischen Knopf, worauf wenige Augenblicke später der erste Buchhalter eintrat.

„Sind Sie mit dem Hauptbuch fertig?“

„Jawohl, Herr Chef!“

„Na, lassen Sie sehen, wie die Sache geht. Der Gewinn ist sicher in diesem Jahre sehr unbedeutend bei all den wichtigen Umständen. Ich weiß gar nicht, wie wir alles decken sollen. Am meisten liegen mir die Arbeiter am Herzen, ich möchte Ihnen gern soviel bezahlen als ich kann, aber das wird immer schwieriger!“

„Ach, das ist durchaus nicht schwierig!“ erwiderte der Buchhalter.

„Wie meinen Sie das?“ rief der Fabrikant in erregtem Ton.

„Ich meinte nur“, stammelte der Buchhalter, daß die Gewinnbilanz des letzten Jahres über 100 000 Mark beträgt!“

„Neber 100 000 — so . . . Ja, es ist gut! Sie können gehen! Auch das übrige Comptoirpersonal!“

Eine Weile später stand der Fabrikant allein in den Comptoirräumen. Er trat an eines der Fenster, trommelte mit den Fingern an die Scheiben und sagte dabei zu sich selbst:

„Es muß sich machen lassen . . . Wir sind mitten im Winter . . . Was sollen sie anfangen? . . . Andere Arbeit giebt es ja nicht für sie . . . und Essen will doch jeder haben . . . Ihre „Einnigkeit“ wird darüber wohl in Stücke gehen . . . Ja, ich will gleich hinüber und ihnen ein frohes neues Jahr wünschen und dann . . . He, he, he!“

In dem großen, hellen Maschinenaal war noch Leben und Bewegung. Unter munterem Gesang wurde von den muskelstarken Armen der Hammer geschwungen, der Klang der schweren Hammerschläge laut, und das Klackeln der Eisenplatten hallte weit über die Fabrikmauern hinaus. Noch einige rasche Schläge, und die Arbeit war fertig.

Das Feuer wurde ausgelöscht und das Werkzeug auf seinen Platz gelegt. Dann verjammelten sich die Arbeiter um die neu-gefertigten Maschinen, die mitten in der Halle standen und deren blanker Stahl im elektrischen Licht schimmerte. Völlig stolz standen sie da und betrachteten das Werk, zu dessen Vollendung jeder das Seinige beigetragen hatte und das den Namen des Fabrikanten bekannt machen würde.

Plötzlich trat der Chef mitten unter sie und sagte mit erzwungener Freundlichkeit „Guten Abend!“ so laut, daß alle es hörten.

„Eine feine Maschine!“ rief er. „Aber leider wird sie in einer sehr schwierigen Zeit fertig, und es wird mich große Emmen kosten, bis ich vollen Nutzen davon haben kann. Darum bin ich — zu meinem Bedauern genötigt — es geküßelt ja nur zu Euerm Besten — damit ich mit vollem Personal weiter arbeiten kann — den Lohn mit dem neuen Jahr herabzusetzen. Näheren Bescheid bekommt Ihr im Comptoir! . . . Ich wünsche Euch ein frohes neues Jahr!“

Damit wandte er sich um und ging.

Ein fürchtbarer Grimm bemächtigte sich der Arbeiter. Ihre Hände ballen sich hinter dem Fabrikanten.

Dann springt einer der ältesten Arbeiter auf den nächsten Ambosch. „Kameraden!“ ruft er. „Schmal haben wir es immer gehabt, und schwer ist es oft gewesen, für Weid und Kind Essen zu beschaffen — an sich selbst dachte man ja nicht so — aber nun will er, der reiche Fabrikant, uns noch weiter unseres elenden Verdienstes berauben, so daß unsere Lieben nun verhungern müssen. Das war sein Neujahrswunsch für uns! Kameraden, ich schlage vor, daß wir uns morgen um zehn Uhr versammeln und ihm unsern Neujahrsgruß darbringen!“

Als er von dem Amboss herabspringt, ertönt lauter Beifall. Dann schieden die Arbeiter und verließen schweigend die Fabrik, um ihre Wohnungen aufzusuchen, in denen Mutter alles so hübsch aufgebüßt hatte, um Vater zu erfreuen, wenn er am Silvesterabend heimkehrte. Aber an diesem Silvesterabend ertönte kein Freudenlied aus den kleinen Arbeiterhäusern. . . .

Es war lange nach Mitternacht. Die Gäste hatten die Villa verlassen. Der Fabrikant stand in seinem Privatkabinett und überdachte die Ereignisse des Tages. Aus seiner freudig erregten Stimmung konnte man entnehmen, daß er äußerst zufrieden mit sich selbst war. Das konnte er ja auch! Seine Gäste hatten sich in den schmeichelhaftesten Worten über seine Silvesterarrangements ausgesprochen, und sein Freund, der Geheimrat im Kirchenministerium, hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß sein Name höchsten Ortes wegen seiner großen Mildthätigkeit genannt sei. Er hätte ja einen wertvollen Bauplatz zur Aufführung einer neuen Kirche geschenkt und würde wohl insolge dessen bald den Titel Kommerzienrat erhalten.

Neujahrsmorgen. Es ist gegen 11 Uhr, der Fabrikbesitzer ist noch nicht aufgestanden, aber jetzt erwacht er und hört ein seltsames Summen draußen vor dem Hause.

Eilig öffnet er ein Fenster und er erblickt seine eigenen Arbeiter, die unter Gesang auf die Villa zu marschieren. Noch kann er die Worte nicht unterscheiden, es muß wohl ein Neujahrslied sein. Die Arbeiter kommen näher und nun vernimmt er deutlich die Worte des Liedes, deren Inhalt ihn Schreden einflößt.

Dem Fabrikanten wurde unbehaglich zu Mute. Wollten seine Arbeiter Revolution machen? Er zog in Eile seine Kleider an, jetzt hatten auch die Arbeiter die Villa erreicht und machten Halt. Drei Mann traten hervor und kamen die Treppe herauf. Da trafen sie auf einen Diener, der sie zum Chef hinführte.

„Wir kommen als Vertreter unserer Kameraden“, nahm der eine das Wort, „um Ihnen mitzuteilen, daß unser Lohn schon jetzt so gering ist, daß wir kaum auskommen können. Wenn er noch weiter herabgesetzt wird, müssen unsere Frauen und Kinder Not leiden, und das wollen wir nicht! Dann stellen wir die Arbeit ein! Alle Kameraden sind mit uns darin einig!“

Als der Fabrikant sah, daß selbst seine alten Arbeiter, die ein ganzes Menschenalter in der Fabrik gearbeitet hatten, mit ihren Kameraden gemeinsame Sache machten, gab er bald nach.

Als sie hinunter kamen, stand er hinter der Gardine am Fenster und hörte, wie die Arbeiter ein Hoch auf die „Einigkeit“ ausbrachten.

Und dann zogen sie unter frohem Gesang von der Villa fort, um das neue Jahr zu feiern. — (Arbetet.)

Kleines Reuilleton.

— Der Kohlenwagen. Ein großes, schwer beladenes Kohlenfuhrwerk fuhr auf dem Tramwaygeleise, als eben ein Wagen der elektrischen Straßenbahn daher kam. Der Kutscher des Kohlenfuhrwerks sagte: „wüßt, ah, wüßt“ und fuhr so langsam aus dem Geleise, als wäre die elektrische Bahn nur eine Straßenwalze. Er beweisfälligte auch, daß er gerade noch mit dem hinteren Rade an den Wagen stieß. Das Rad brach und der Kohlenwagen senkte sich tragend mitten in das Geleise.

„Du Kammel, Du g'schertter, kannst net rausfahren?“ schrie der Kondukteur.

„Jetzt nimma, Du Rindviech!“ antwortete der Kutscher. Und er hatte ganz recht, denn eine Kohlenfracht kann man nicht auf drei Rädern wegbringen.

Der Kondukteur legte dem Fuhrmann noch einige Fragen vor. Ob er glaube, daß er das nächste Mal anpassen wolle; ob er vielleicht nicht anpassen wolle und ob noch ein solcher dummer Kerl Fuhrmann sei.

Dies alles brachte den Kutscher nicht aus seiner Ruhe. Er stieg ab und stellte fest, daß das Rad vollständig kaputt sei. Und da er infolge dieser Thatsache die Meinung gewann, daß sein Aufenthalt von längerer Dauer sein werde, zog er die Tabakspfeife aus der Tasche und begann zu rauchen.

Kerst jetzt sahte er den Kondukteur näher ins Auge, und als er ihn genug beschäftigt hatte, erklärte er dem sich ansammelnden Publikum, daß er nicht anpassen, weder auf die Tramway, noch auf den Kondukteur. Und dann lud er die Mitreisenden, sowie deren sämtliche Bedienstete zu einer intimen Würdigung seiner Mühsale ein.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Schutzmann durch die Menge und stellte sich vor den Wagen hin.

„Was giebt's da? Was ist hier los?“ fragte er.

„A hinters Rad is los,“ sagte der Kutscher.

„So? Das wer'n wir gleich haben,“ erwiderte der Schutzmann, und ich glaube, daß er ein Mittel angeben wollte, wie man umgestürzten Wagen am schnellsten auf die Räder hilft.

Der Schutzmann zog ein dickes Buch aus der Brusttasche, öffnete es und nahm einen Bleistift heraus, der an dem Deckel steckte. Während er ihn spitzte, kam wieder ein elektrischer Wagen angefahren. Der Lenker desselben machte großen Lärm, als er nicht vorwärts konnte, und der Schaffner blies heftig in sein silbernes Pfeifen.

„Was ist denn das für ein unverschämtes Gepeife? Wollen S'

vielleicht aufhören zu pfeifen?“ fragte der Schutzmann und blickte den Schaffner durchdringend an, während er den Bleistift mit der Zunge naß machte.

„So,“ sagte er dann, indem er sich wieder zu dem Kutscher wandte, „jetzt sagen Sie mir, wie Sie heißen thun.“

„Matthias Kückelbacher.“

„Mat—thi—as Kückel—bacher. Wo thun Sie geboren sein?“

„Han?“

„Wo Sie geboren sein thun?“

„I' Lanterbach.“

„So? In Lan—ter—bach. Glauben S' vielleicht, es giebt bloß ein Lanterbach? Wollen S' vielleicht sagen, wo das Höst ist? Thun S' ein bißel genauer sein, Sie!“

Inzwischen hatte sich die Menge, welche den Wagen umstand, immer mehr vergrößert. Ein Herr in der vordersten Reihe untersuchte mit sachverständiger Miene den Schaden. Er blickte sich und sah den Wagen von unten an; dann ging er vor und sah die lange Seite scharf ins Auge, und dann blickte er sich wieder und klopfte mit seinem Stode auf die drei ganzen Räder. Und dann sagte er, es sei bloß eins kaputt, und wenn es wieder ganz wäre, könne man sofort wegfahren.

Die Umstehenden gaben ihm recht. Ein Arbeiter sagte, man müsse versuchen, ob man den Wagen nicht wegschieben könne. Er spuckte in die Hände und stellte sich an das hintere Ende des Wagens. Dann sagte er: „oh rud! oh rud!“ und schüttelte den Wagen, und spuckte immer wieder in seine Hände, bis ihn die Schutleute zurücktrieben. Diese entwidelten jetzt eine große Thätigkeit. Sie gaben acht, daß die Zuschauer sich anständig benahmen und in einer geraden Linie standen. Das war nicht leicht. Wenn sie oben fertig waren, drängten unten die Neugierigen wieder vor und deshalb liefen sie hin und her und wurden ganz atemlos dabei.

Noch dazu mußten sie acht geben, daß jeder Schutzmann, der hinzu kam, seinen Platz erhielt; wenn ein Vorgesetzter erschien, mußten sie ihm alles erzählen, und wenn ein neuer Tramwaywagen daherkam, mußten sie dem Kondukteur einschärfen, daß er nicht durch die anderen Wagen durchfahren dürfe.

Ich weiß nicht, wie die Sache ausgegangen ist, weil ich nach zwei Stunden zum Abendessen gehen mußte. Aber ich las am nächsten Tage mit Befriedigung in den Blättern, daß der Polizeidirektor, der Minister des Innern und unsere zwei Bürgermeister am Plage erschienen waren. —

Ludwig Thomas im „Simplicissimus“.

— **Erbeben.** Der in Batavia erscheinende „Java Bode“ bringt folgende interessante Schilderung des Erbebens, das in der Nacht vom 29. zum 30. September v. J. eine ungeheure Flutwelle gegen die Südküste der Insel Ceram oder Seram schickerte: „Die Nacht war still und klar, als wir plötzlich gegen 1 1/2 Uhr durch eine starke horizontale Bewegung des ganzen Bodens, die etwa eine Minute dauerte, geweckt wurden; wie sich später zeigte, rührte diese Bewegung aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Erbeben, dessen Centrum zwischen der Insel Ceram und den Banda-Inseln lag, her. Nach dem Stoß, der zwar sehr stark, aber nicht heftig oder abruht war, war es ungefähr eine halbe Stunde lang vollständig ruhig, bis dann zu dieser Zeit eine mächtige Flutwelle in die Bucht von Amboina hineinströmte, ohne indessen Schaden zu thun. Furchtbar sind dagegen die Verwüstungen, die die Flutwelle in den Provinzen Bouloby, Samasöro und Malakili anrichtete. Die ersteren beiden hatten eine Bevölkerung von 1700 Seelen, und von diesen sind nur 40 nachgeblieben. Das ganze Land ist verwüstet und mit Leichen bedeckt. In der Espapöth-Bai schlug die Welle mit voller Gewalt auf; sie ging über hohe Bäume glatt hinweg und riß alles mit sich vorwärts. Die Eingeborenen wissen schreckliche Geschichten von den Scenen, die sich abspielten, zu erzählen: Einer fand eine Leiche auf der Spitze einer Sagopalme, andere fanden Körper, die von Haiischen zerissen waren, wieder andere sahen viele Leichen ohne Köpfe und glaubten, daß die Affuren, die als Kopfsäger bekannt sind, die Toten nachträglich enthanpteten. Die Flutwelle führte große Steine mit sich und hatte einen ausgesprochenen starken Schwefelgeruch. Die Panik unter den Eingeborenen ist furchtbar und die meisten sind in die Berge geflohen; wie groß der Verlust an Menschenleben überhaupt ist, läßt sich heute noch nicht übersehen.“ —

Musik.

Bm. Es konnte Verdacht erregen, daß die Erstaufführung der dreitägigen „Märchenoper“ König Drosselbart im Opernhause auf den Silvesterabend verlegt wurde. Denn es ist schon zu einer festen Tradition der Jutendanz geworden, das gemüthlich veranlagte Publikum dieses Abends zu benutzen, um mit seiner Hilfe solche „Novitäten“ um die „Premieren-Ede“ zu manörieren, für die von vorn herein stark auf „mildernde Umstände“ plaidiert werden muß. Eine ähnliche Beschäftigung lag hier um so näher, als der Versuch, ein liebtliches Stückchen aus Grimms Kinder- und Hausmärchen zu einem — wenn auch nur musikalischen — Drama auszuweihen, an seiner Bedenklichkeit nichts eingebüßt hat, wenn auch Humperdinck's eigenartiges und starkes Talent mit „Hänsel und Gretel“ den Erfolg auf seine Seite gebracht hat. Die Textdichtung von Axel Delmar ist an sich auch nicht gerade geeignet, Vertrauen zu erwecken. Aber giebt es ein einziges Textbuch zu einem musikalischen Werke dramatischer Gattung, das für sich einem gebildeten literarischen Geschmack Genüge thäte?

Und nun gar hier! Doch auf der Bühne hat der Komponist und die Darstellung das entscheidende Wort; und deren Entscheidung hat unzweifelhaft für den Versuch gesprochen. Es gab einen völli-
 g anbestrittenen Erfolg, der nach dem zweiten Akte von einer
 innigen Erwärmung der Hörer getragen, seinen Höhepunkt erreichte.
 Der dritte Akt mußte etwas abfallen, so wie er einmal angelegt
 war. Der kurze zerfahrene Text bot keinen geschlossenen Charakter,
 und auch, wo das Einzelne hätte Wirkung machen können,
 in der Erkennungs-scene, wo die Worte der Liebes-Diffenbarung am
 Schlusse des zweiten Aktes wiederkehren, schenkte die Musik vor der
 ergiebigen Ausbeutung einer Wiederholung zurück. Der Moment
 ging für die Wirkung zu schnell vorbei, und er wurde durch die
 burleske Färbung des „alten Königs“ und einen überstürzten Schluß
 jääh unterbrochen.

Die Musik Gustav Kulenkampffs, eines nicht mehr
 ganz jungen und bereits erprobten Komponisten, ist durchweg
 von süßem Wohlklang und durch eine reiche, geschmackvolle
 und nirgend aufdringliche Instrumentation wirksam unter-
 stützt. Sie bietet keine gewaltig einschlagenden Höhenpunkte,
 Aber dafür erlangt sie auch völlig bloßer Füllstellen, über die
 man froh ist, hinweg zu sein. Kulenkampff hat eine „Irische“ Oper
 von seltener Ammut geschaffen, und wie es sich für eine solche ge-
 ziemt, den Nachdruck auf die Darstellung der Empfindung gelegt.
 Der erste Akt, der das wenige einer Handlung ähnlich Gebende in
 dem Vorgange enthält, die Spiele der Mädchen, die Parade der
 Freier und die gewaltsame Vernählung mit dem Bettler läßt aller-
 dings vermuten, daß Kulenkampff auch für dramatisch zugespitztere
 Stoffe nicht unwirksame Töne zu finden würde. Auch zeigt er
 einen liebenswürdigen und geschmackvollen Humor. Zu seiner ganzen
 Kraft aber entfaltet er sich in dem zweiten Akte, der wahrscheinlich
 ausreichend sein wird, die ganze Oper lebensfähig zu erhalten.
 Dieses zartere Gegenstück zu Shakespeares „Verzählung der Widen-
 wänstigen“, die ja auch — durch den zu früh verstorbenen Götz —
 für die Opernbühne gewonnen worden ist, bietet Momente von
 entzückender Feinheit, in der Situation wie in der Musik, die hier
 überall vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe ist. Die Entgegen-
 setzung ihres verzerrten Glückes an der Seite des verhöhlten
 Königs „Drosselbart“ und ihrer jetzigen Lage, die Phantasie der
 Rosamunde am Bräutigam, der fortschreitende Umschlag der Stimmung
 durch die Hungerkur, die Begegnung mit ihrem sie nicht erkennenden Hof-
 fräulein und die Befreiung aus den Armen des königlichen Jäger-
 büchsen durch ihren „Bettler“, bis zu dem vollen Durchbruch der
 Liebe, die Hingabe an ihr Schicksal und der schmelzende Abschied
 von dem nunmehr Geliebten mit dem begeisterten Ausblick auf den
 „Feiertag der Liebe“, wenn die Magd des Hoffoches nach über-
 standener Wochenarbeit am Sonntag in die arme Waldhütte zum
 Besuch kommt, — das alles bildet eine ununterbrochene Reihe von
 Stimmungsbildern köstlichster Art. Der Stil der Musik hat wenig
 von Modernem. Sie bestreift sich, — von einzelnen kaum heraus-
 fallenden Wendungen abgesehen — des natürlichen Melodien- und
 Harmonienfußes der guten Spieloper. Ensemblestücke sind häufig,
 aber von wenigen Stellen abgesehen, ist der Text rein durch-
 komponiert.

Mit der Aufführung durfte der Komponist sehr zufrieden sein.
 Frau Herzog als Rosamunde und Herr Hoffmann als König
 Drosselbart waren in Spiel und Gesang vortrefflich und so frei,
 als ob es sich um ein altes Repertoirestück handelte. Nur
 im ersten Akte sang die Stimme des letzteren etwas spröde.
 Eine Musterleistung feiner und großzügiger Komik bot Herr Lieb an
 in der wandelungsvollen Rolle des Bagen Mittersporn. Er wider-
 stand mit künstlerischem Takt allen Versuchungen zu Übertreibungen
 und unziemlichem Hervortreten; während leider dasselbe nicht von
 Herrn Stammmer als „altem König“ gesagt werden kann. Er
 karikierte ganz überflüssigerweise, und brachte dadurch namentlich in
 den Schluß noch einen stärkeren Mißklang, als es in der Situation
 selber liegt. —

Völkerrunde.

k. Geheimgesellschaften in West-Afrika. Ueber
 die merkwürdigen Stammesorganisationen in West-Afrika, die unter
 dem Namen Geheimgesellschaften bekannt sind, macht Fitzgerald
 Marriot in dem soeben erschienenen „Journal of the Anthro-
 pological Institute of Great-Britain“ interessante Mitteilungen.
 Diese Gesellschaften haben zum Teil geistgebende Kraft, zum Teil
 sind sie nur mystisch-religiöse Körperchaften. Daneben existieren
 noch zwei andere, die nicht als Organisation eines Stammes an-
 zusehen sind. Die eine ist die „Poro-Assoziation“ an der Sierra
 Leone-Küste, die andere umfaßt die Nord- oder Leopard- und Alligator-
 Gesellschaften, die von Sierra Leone zum Niger und noch weiter
 nach Afrika hineinreichen. Sie werden von den meisten Eingeborenen
 gefürchtet und verehrt. Die Gesellschaften an der Goldküste sind
 geheime religiöse Bruderschaften. Die Katakwiwi ist eine Gesellschaft
 nur für Männer, die in dem mystischen Kult und Tanz unterrichtet
 werden, die Katakwiwida eine ähnliche Gesellschaft nur für Frauen.
 Im Nigergebiet sind die Geheimgesellschaften als Egbo oder Jabo
 bekannt, ein Name, der ursprünglich Tiger oder Leopard bedeutet.
 Die wichtigste ist die von Alt-Katavab, auf die auch die Regierung
 der Eingeborenen gegründet ist. An der Spitze steht der Kwa-Ofri,
 eine Art Hohepriester, dem aber sehr viele Beschränkungen auferlegt
 sind, deren Nichtachtung mit dem Tode bestraft wird. In dieser Gesellschaft

gibt es 11 Rangstufen. Die Aufnahmegebühr variiert danach von 75 Eisen-
 stangen bis zu 400 Messingstäben. Die Zusammenkunft einer Egbo-
 Gesellschaft an einem Ort dauert oft viele Tage. Am „Messing-
 Egbo-Tag“ wird an dem Hause des Königs eine gelbe Fahne gehißt,
 und an jeder Thür werden Stüde von gelber Baumwolle befestigt,
 wodurch die Häuser unter dem Schutz der Egbo-Gesellschaft stehen
 sollen. Am neunten Tage der Zusammenkunft geht ein Mann durch die
 Stadt, als Geist verkleidet und mit der Vollmacht, jeden, den er trifft,
 zu züchtigen, wenn er auf niedrigerer Rangstufe steht oder der Ge-
 sellschaft gar nicht angehört. In der linken Hand trägt er ein Bündel
 von grünen Blättern und in der Rechten eine große Heppetsche.
 Vor dem Gesicht hat er ein schwarzes Bistier, und der ganze
 Körper ist mit Bambusmatten bedeckt. Unter dem Jhibeo-Stamm
 wirkt diese Geheimgesellschaft als Gericht. Die zum Tode Ver-
 urteilten werden von ihr hingerichtet, Frauen, die ihrem Gatten
 davongelaufen sind, mit Gewalt wieder zurückgebracht, und wenn sie
 sich weigern zurückzukehren, getötet. Die Gesellschaft vollzieht das
 Opfer von Tieren und tötet mit einem Stein jeden, der Hainwurzeln
 stiehlt. Eine solche Egbo-Gesellschaft kommt zur Abhaltung des
 Gerichts „im Busch“ zusammen. Eine Art Gottesurteil wird voll-
 zogen. Salbei und eine Salamander-Eidechse werden mit etwas
 Wasser in einem Mörser zusammengeschlagen. Der Priester trinkt
 zuerst aus dem Gottesurteil-Becher und giebt allen Angeklagten
 zu trinken. Sind sie unschuldig, so geben sie den Trank
 wieder von sich, die Schuldigen aber sterben und werden in den
 Busch geworfen. Jede Egbo-Gesellschaft hat ihre Idole: gehörnte
 hölzerner Masken, Gloden, besondere Kleidungsstücke, schwarze hölzerne
 Klappen u. a. Einigen soll die Kraft innewohnen, Fragen z. B.
 über den Verbleib von gestohlenem Eigentum zu beantworten. Bei
 einigen Masken wird der untere Kimbaden durch einen verborgenen
 Strich in Bewegung gesetzt. Weiße Masken werden nur von denen
 getragen, die der ersten Rangstufe der Gesellschaft angehören,
 schwarze gehörnte nur von ganz Eingeweichten. Frauen dürfen die
 letzteren bei Todesstrafe überhaupt nicht sehen. Unter den
 Jhibeo-Gesellschaften sind auch Menschenopfer gebräuchlich. Sie finden
 bei den Begräbnisseiern der Könige oder auch bei religiösen Spielen
 statt. Bei dem Spiel Kilon wird das Opfer, ein Sklave, meistens
 jugendlichen Alters, mit einem scharfen Plantagenmesser in mehreren
 Schlägen enthauptet. Jeder Teilnehmer am Fest kann mit einem
 kleinen Messer auf den Kopf des Unglücklichen schlagen. Die Gehirn-
 schale wird in das Haus des Königs gebracht. Ein Menschenopfer
 ist auch bei dem jährlich stattfindenden Fest des Ausgrabens der
 Hainwurzeln üblich. Das Volk trägt rote Baumwollmäntel, die in
 das Blut des Opfers getaucht werden. —

Humoristisches.

— Ein neuer Weiser. Hauslehrer: „Wer war der
 bekannteste der sieben Weisen Griechenlands?“
 Schüler: „Dalles von Milet.“ —
 — Nur Geduld. A.: „Das einzige, was mir an meiner
 Braut nicht gefällt, ist, daß sie so klein ist!“
 B.: „Hab' nur keine Sorge, die wächst Dir schon noch
 über den Kopf!“ —
 — Litterarisches. Nachbar (ironisch): „Was war das
 denn für eine lange Vorlesung, die Ihnen gestern abend Ihre liebe
 Frau gehalten hat?“
 Hansherr: „Das war der Text zu den drei Reicherfedern,
 die Sie heute auf ihrem neuen Hut sehen!“ —
 („Reggend. hum. M.“)

Notizen.

— In der National-Galerie wird heute eine Ausstellung
 der Neu-Erwerbungen des vergangenen Jahres
 eröffnet. —
 — Die Leitung des Leipziger Carola-Theaters
 übernehmen vom Jahre 1902 ab Anton Hartmann und William
 Müller. —
 — Siegfried Wagners neue Oper wird den Titel
 „Konradin“ führen. Die Geschichte des letzten Hohenstaufen
 bildet den Inhalt des Textbuchs. —
 — In den Nachlasse Karl Millöckers wurde nach der
 „Post. Hg.“ eine Operette „Der Nordstern“ gefunden.
 Der Komponist hinterließ ein Vermögen von 300.000 Gulden, wovon,
 wie verlautet, ein namhafter Teil Stiftungen für arme Musiker zu-
 gewendet wird. —
 — Eine moderne Galerie, ähnlich wie die neue
 Pinakothek in München, die National-Galerie in Berlin, soll
 in Wien geschaffen werden. Die dortige Secession widmet statu-
 gemäß einen gewissen Teil ihres Reinertrages für den Ankauf von
 Kunstwerken, die für diese moderne Galerie bestimmt sind. —
 — Der Mitdirektor der Pariser Großen Oper,
 Eugène Bertrand, ist im Alter von 66 Jahren ge-
 storben. —
 — Eine Versicherungsgesellschaft gegen die
 Censur haben die Journalisten in Finnland gegründet. Der
 Schaden, den die finnländische Presse durch die russischen Maßregelungen
 erlitten hat, wird auf 320.000 M. geschätzt. —
 — In Regio soll ein großes elektrisches Bahnsystem
 von 650 Kilometer Länge eingerichtet werden. —